

Die Vorlesung endet abrupt, ohne dass wirklich ein Bezug hergestellt würde zwischen den beiden Zeugen des Anfangs und einer Weise, die Seinsfrage im Hinblick auf Grundfragen der Moderne zu stellen. Zu zeigen, dass für diese Aufgabe von Anaximander und Parmenides eine wesentlichere Anregung ausgehen kann als von Aristoteles, scheint ihm nicht gelungen zu sein.

Druck- bzw. Lesefehler: 52, Z. 7 v. u.: welche; 55, Z. 8 v. o.: wirkliche; 63, Z. 10 v. u.: so Genannte; 93, Z. 8 v. u.: „in der Offenbarung“?; 130, Z. 4 v. o.: „er bleibt phos“, muss es nicht heißen anthropos?; 133, Z. 9 v. o.: die Lichtung: ?? 150, Z. 10 v. u.: das menschliche Selbst.  
G. HAEFFNER S. J.

ROBERTS, ROBERT C./WOOD, W. JAY, *Intellectual Virtues. An Essay in Regulative Epistemology*. Oxford: Clarendon Press 2009. VIII/329 S., ISBN 978-0-19-957570-1.

In den zurückliegenden fünfzig Jahren hat sich die Erkenntnistheorie zu einer der produktivsten Disziplinen der analytischen Philosophie entwickelt. Allerdings stellte sich in den letzten Jahren auch Unzufriedenheit mit den bisherigen Ansätzen und Methoden der Erkenntnistheorie ein, die auf vielen Gebieten in Sackgassen und starre Frontstellungen zu führen scheinen. Zu neuen Entwicklungen der Epistemologie, die auf dieses Unbehagen reagieren, gehört die Tugendepistemologie, die eine stärkere Orientierung der Erkenntnistheorie an der Tugendlehre fordert. Auch die Autoren des zu besprechende Buches „Intellectual Virtues. An Essay in Regulative Epistemology“ (IV), der Moralpsychologe/-philosoph R. C. Roberts und der Erkenntnistheoretiker W. J. Wood (= R./W.), glauben, dass eine stärkere Beachtung der Bedeutung von Tugenden der analytischen Erkenntnistheorie nur guttun kann. Dabei beschränken sie sich nicht auf intellektuelle Tugenden, sondern berücksichtigen auch moralische Tugenden. Zwischen beiden Arten von Tugenden bestehe keine strikte Trennung (180). Letztlich geht es den Autoren um die Darstellung intellektueller praktischer Weisheit (324). Dazu bedienen sie sich einer Mischung von Analyse, Argumentation und narrativen Elementen, die zwar an manchen Stellen den Wunsch nach präziseren Analysen und differenzierteren Argumenten aufkommen lässt, aber insgesamt die Lektüre nicht nur sehr angenehm, sondern auch reich an Einsichten und epistemisch erbauend (30) (nicht erbaulich!) macht.

Im ersten Teil von IV behandeln R./W. grundlegende Fragen der Epistemologie im Allgemeinen und der Tugendepistemologie im Besonderen. Im ersten Kap. fordern sie eine Erweiterung und „Humanisierung“ der Epistemologie (9). Nur so könne die Erkenntnistheorie Relevanz für das menschliche Selbstverständnis zurückgewinnen, die sie durch die Konzentration auf eine exakte Definition propositionalen Wissens und eine schlagende Widerlegung des Skeptizismus größtenteils verloren habe. Dieses Anliegen, der Erkenntnistheorie wieder Bedeutung über die engen fachphilosophischen Grenzen hinaus zu geben, durchzieht das ganze Buch wie ein roter Faden, genauso wie die damit einhergehende Berücksichtigung existenziell bedeutsamer (aber kontroverser) Formen von Wissen (z. B. moralischer oder religiöser Art). Dafür nehmen R./W. Abstand von der Strategie bisheriger tugendepistemologischer Ansätze, mit Hilfe des Tugendbegriffs weiterhin die traditionellen epistemologischen Fragen zu bearbeiten. R./W. geben diesen alten Fragen, wie z. B. nach einer befriedigenden Definition des Begriffs des Wissens, nicht einfach den Abschied, aber heben den regulativen Charakter der Erkenntnistheorie hervor, die Anregungen für die epistemische Praxis geben soll, und zwar weniger durch die präzise Formulierung exakter Erkenntnisregeln, sondern vor allem durch die Beschreibung der Praxis vorbildhafter epistemisch rationaler Personen (22). Eine solche regulative Konzeption der Erkenntnistheorie setzt ein umfassenderes Verständnis der intellektuellen Güter – den Zielen der menschlichen intellektuellen Aktivitäten – voraus, als es in der traditionellen Epistemologie üblich ist. Wissen ist nicht das einzige epistemische Gut, sondern im zweiten Kap. unterscheiden R./W. drei grundlegende Arten epistemischer Ziele: verlässliche wahre Überzeugungen (propositionales Wissen), Verstehen/Einsicht sowie Bekanntschaft (durch Erfahrung vermittelter Kontakt mit dem epistemischen Gegenstand). Epistemologien, die sich allein auf propositionales Wissen konzentrieren, übersehen nicht nur die anderen Arten epistemischer Ziele, sondern auch die enge Verbindung von Wissen mit Bekanntschaft und Verstehen.

Im dritten Kap. legen R./W. ihr Verständnis von intellektuellen Tugenden dar. Epistemische Tugenden sind nicht kognitive Vermögen (E. Sosa) oder kognitiv relevante Charakterzüge (L. Zagzebski), sondern im Wesentlichen eine durch den Tugendhaften erworbene Grundlage hervorragender Ausführungen in einem wichtigen und anspruchsvollen Handlungsbereich (59). Entsprechend sind intellektuelle Tugenden erworbene Grundlagen hervorragender intellektueller Ausführungen (60). Tugenden sind nicht voneinander isoliert, sondern kommen in Kombinationen vor, in denen sie sich gegenseitig ausbalancieren. Allerdings weisen sie erhebliche strukturelle Unterschiede auf, so dass keine Analyse des Tugendbegriffs allen Tugenden vollauf gerecht werden kann (79). In dem Kap. über die Vermögen („*faculties*“), die den intellektuellen Tugenden zu Grunde liegen, weisen R./W. nicht nur auf die große Bedeutung der korrekten Funktion dieser Vermögen hin, sondern beleuchten auch eingehend die Beziehung zwischen korrekter Funktion der Vermögen, dem Charakter des epistemischen Subjekts und der Gemeinschaft, dessen Mitglied das Subjekt ist. Das fünfte Kap. enthält eine Konzeption epistemischer Tugenden, die nicht nur deren generativen, sondern auch deren transmissiven Charakter betont: Tugenden dienen nicht allein dem Erwerb epistemischer Güter, sondern spielen auch bei deren Weitergabe und Anwendung eine wichtige Rolle.

Den Schwerpunkt von IV bildet sein zweiter Teil, in dem einzelne intellektuelle Tugenden behandelt werden, wie Charakterfestigkeit, Mut, Demut und zuletzt praktische Weisheit. Es ist nicht möglich, hier die Behandlung der einzelnen Tugenden zu referieren, sondern *pars pro toto* soll knapp auf R.s/W.s Behandlung der Liebe zum Wissen eingegangen werden (153–182). Liebe zum Wissen stellt so etwas wie die intellektuelle Urtugend dar, denn sie liegt allen anderen epistemischen Tugenden als deren Motivation zu Grunde. Sie ist nicht Neugier oder Vielwisserei, sondern ein Verlangen nach Wissen, das es wert ist, erworben zu werden, weil es in sich wertvoll ist, die Verwirklichung anderer (intellektueller) Werte fördert und für das epistemische Subjekt relevant ist (157–160). Diese Tugend besteht nicht ausschließlich in dem Wunsch nach Erwerb, sondern auch in dem Wunsch nach der Weitergabe von Wissen. Näher spezifizieren R./W. diese Tugend mit Hilfe der Reflexion auf die entsprechenden „epistemischen Laster“, etwa dem Desinteresse an Erwerb und intellektueller Durchdringung wertvollen Wissens oder der Suche nach Wissen zu rein instrumentellen Zwecken.

Zwei kleine kritische Anmerkungen seien dem Rez. erlaubt: Angesichts der häufigen und starken Betonung der epistemischen Bedeutung des Willens (etwa 60: „*the will is a central epistemic faculty*“) wäre eine Beschäftigung mit der Kontroverse zwischen epistemischen Voluntaristen und Vertretern der Passivität von Überzeugungen und deren Argumenten wichtig gewesen.

Das angeblich „gettierartige“ Beispiel zur Entkräftung von Zagzebskis Wissensdefinition (12) ist nicht überzeugend, weil es keinen „Gettierfall“ darstellt. In dem Beispiel sucht ein Wissenschaftler nach einer Möglichkeit, einen Krankheitserreger nachzuweisen. Er entdeckt eine chemische Formel und mischt gemäß dieser Formel in einem Reagenzglas eine Flüssigkeit aus drei unterschiedlichen Substanzen, die in unterschiedlichen Gefäßen gelagert sind. Er will am nächsten Tag überprüfen, ob sich mit Hilfe dieser Flüssigkeit der Krankheitserreger nachweisen lässt. Allerdings war eines der drei Gefäße falsch beschriftet, in ihm befand sich nur Wasser. In der Nacht verschüttet aber der Hausmeister unbemerkt etwas von der fehlenden Substanz, die in die Flüssigkeit in dem Reagenzglas hineintropft, so dass am nächsten Morgen der Wissenschaftler tatsächlich mit Hilfe dieser Flüssigkeit den Krankheitserreger nachweisen kann. R./W. argumentieren, dass wenn der Wissenschaftler am nächsten Morgen seinen Versuch erfolgreich durchführt, seine Überzeugung, die richtige chemische Formel gefunden zu haben, kein Wissen darstellt, da sich seine Überzeugung, dass der Versuch seine Hypothese bestätigt hat, nur dem zufälligen Verschütten der Substanz durch den Hausmeister verdankt, aber Wissen unvereinbar ist mit Zufall. Allerdings ist R.s/W.s Beispiel kein gettierartiges Gegenbeispiel, weil in ihm der Wahrmacher der Überzeugung und die Grundlage der epistemischen Rechtfertigung der Überzeugung nicht (in grundsätzlicher Weise) auseinanderreten, wie es für Gettierfälle typisch ist. Der Wahrmacher in dem Beispiel ist der Umstand, dass die chemische Formel die richtige Formel und daher eine entsprechend der Formel gemischte Flüssigkeit tatsächlich ein zuverlässiges Mittel zum Nachweis der

Erkrankung ist. Die konkrete *subjektive* epistemische Rechtfertigung verdankt sich zwar einem doppelten Zufall, aber erstens gilt dies nicht für die objektive Rechtfertigung der Hypothese, und zweitens wäre der Wissenschaftler im Falle des Ausschlusses *beider* Zufälle auch im subjektiven Sinn gerechtfertigt gewesen. Die beiden Zufälle in dem Beispiel kompensieren sich, sodass sich ohne sie am positiven subjektiven epistemischen Status der Hypothese des Wissenschaftlers nichts ändern würde. In typischen Gettierfällen dagegen verdankt sich die Rechtfertigung bzw. Wahrheit der Überzeugung in derjenigen Weise dem Zufall, dass der Ausschluss jeglichen Zufalls zu einem Verlust der Wahrheit bzw. der epistemischen Rechtfertigung der Überzeugung führen würde.

Diese Bemerkungen sollen in keiner Weise den Wert dieser hervorragenden Publikation schmälern, die neben ihrem fachphilosophisch-erkenntnistheoretischem Wert nicht zuletzt zur „epistemischen Gewissensforschung“ anregt, da jeder intellektuellen Tugend entsprechende Laster gleichkommen und R.s/W.'s Beschreibung und Analyse dieser Laster deutlich machen, dass diese in der akademischen Welt verbreiteter sind, als man gerne wahrhaben möchte. Zum Schluss sei auf eine gerade im Zeitalter von Schul- und Studienreformen und der Betonung des berufsqualifizierenden Charakters von Schule und Studium wichtige Einsicht hingewiesen: Lesen als Prozess der Gewinnung von Einsicht und Verständnis setzt bestimmte Tugenden voraus, wie Liebe zur Wahrheit und die Fähigkeit, eine fremde Perspektive einzunehmen. Wirkliche Unterweisung in die Kunst des Lesens verlangt die Förderung intellektueller Tugenden und ist daher mehr eine Frage der Erziehung als der Vermittlung technischer Fähigkeiten (etwa in Schnelllesekursen) (123).

O. J. WIERTZ

MUTSCHLER, HANS-DIETER, *Von der Form zur Formel. Metaphysik und Naturwissenschaft. Zug/Schweiz: Die Graue Edition 2011. 267 S., ISBN 978-3-906336-58-9.*

Der Verf. (= M.) geht aus von der klassischen These, der Mensch sei „ein unrettbar metaphysisches Wesen“, d. h. „ein Wesen, das wissen will, ‚was die Welt im Innersten zusammenhält‘“ (10). Wenn ein solches Bedürfnis in früheren Zeiten durch Religion und Metaphysik befriedigt wurde, so projizieren wir heute, wie M. formuliert, „unsere metaphysischen Bedürfnisse in die Naturwissenschaft, insbesondere in die Kalkülvernunft hinein“ (ebd.). Nach M. kommt dies nicht von ungefähr. Die gesamte Geschichte der abendländischen Metaphysik war s. E. bestimmt von „einer Art Logizismus, wonach die Wesensgründe der Welt das Durchschaubarste sein sollten“ (ebd.). Metaphysik galt „als eine Art höherer Mathematik“ (ebd.) – man denke nur an Leibniz. Wenn ein solches Metaphysikverständnis aber seine Plausibilität verlor, war es nach M. naheliegend, die empirischen Wissenschaften und ihre unerbittliche Logik an deren Stelle zu setzen, die alte Motivation aber durchaus beizubehalten, die besagt: „Je schärfer die Logik, desto mehr nähern wir uns dem Wesenskern der Dinge“ (ebd.). Es gibt freilich nach M. auch mächtige Strömungen, die Religion und Seinsordnung in einen diametralen Gegensatz zueinander setzen, also davon ausgehen, dass der Verstand schweigen müsse, wenn der Weltgrund zu Geltung kommen soll. Wenn es schon in den Weltreligionen eine gewisse Skepsis gab gegenüber den Geltungsansprüchen einer Philosophie, die ihre Grenzen ignoriert, so hat sich diese Skepsis M. zufolge noch verschärft, wenn mittlerweile die Naturwissenschaften die Rolle der Philosophie übernommen haben. Die Vertreter einer solchen Skepsis machen geltend, faktisch gebe es keine guten Gründe, „den modernen Kalkül so verstehen, als gebe er uns Aufschluss über das innere Wesen der Wirklichkeit“ (10f.). Der Kalkül sei zwar gewiss nützlich, aber er verbürge keine ontologische Wahrheit; vielmehr verberge er diese gerade. Wenn wir uns also schmeicheln, mit der Formalisierung das Wesen der Welt erfasst zu haben, dann zeugt das gerade von Blindheit gegenüber ihrem wahren Reichtum. Denn immer noch gilt der Grundsatz: „Je formaler, desto inhaltsärmer“ (11). Nach M. benötigen wir heute „eine Neubestimmung dessen, was Metaphysik und Spiritualität noch sein können“ (ebd.). Ein zeitgemäßes Denken kann heute nur darin bestehen, dass man „von einer Gegenläufigkeit des Formalen und Inhaltlichen, von Präzision und ontologischer Relevanz“ sowie „von Ausdruck und Kausalität“ (ebd.) ausgeht. Diesen Gedankengang möchte M. in seinem Buch „in verschiedener Hinsicht entfalten“ (ebd.).